

## II.

### Antrittsrede des Rectors,

gehalten bei Gelegenheit der Einweisung desselben am 8. October 1877.

Hochzuverehrende Herren des Rathes und der Gemeindevertretung dieser Stadt, hochgeehrte Ehrengäste dieser Anstalt, werthe Herren Collegen, liebe Schüler!

Das walte Gott! Amen.

Mein Erstlingswort in dieser Stunde und von dieser Stätte kann unmöglich ein anderes sein als ein Wort des Dankes. Wess das Herz am vollsten ist, davon muss ja zuerst die Lippe überströmen.

Es soll mir vergönnt sein, fortan in der Stadt zu leben, die dem Jünger der Wissenschaft Anregung bietet, wie zur Zeit keine zweite im weiten deutschen Reich, in der mehr als in irgend einer anderen das vielgestaltige Schaffen und Streben unseres deutschen Volkes zusammengefasst ist, sein innerstes Leben pulsirt, seine Begeisterung fluthet. Ich begehe keine Impietät gegen den theuren Ort, von dem ich vor wenigen Tagen wehmüthigen Abschied genommen, wenn ich es ausspreche, dass ich mich dessen herzlich freue. Habe ich doch auch dort zu keiner Zeit aus dem geheimen Drange, der mich hierher zog, ein Hehl gemacht. Wie hätte ich es auch thun können, zumal nachdem ich mich dafür entschieden hatte, diesem Drange Folge zu leisten unter Verzicht auf all' das Liebe und Herzerfreuende, was mein Chemnitzer Amt mir bot?

Auch der Umstand darf ja wohl mein Herz in dieser Stunde freudig bewegen und zu lebhaftem Danke stimmen, dass ohne mein Zuthun das Vertrauen eines hochlöblichen Rathes und der Gemeindevertretung dieser Stadt die Leitung dieser altehrwürdigen, in erfreulichster Blüthe stehenden Anstalt mir übertragen, mit der schweren aber darum auch so ehrenvollen Aufgabe mich betraut hat, ich sage nicht der Nicolaitana ihren Lipsius zu ersetzen, aber doch seine Arbeit an ihr fortzusetzen. Und wenn ich weiter bedenke, dass ich am heutigen Tage nach 20jähriger Wirksamkeit an 5 anderen Lehranstalten des Landes an dieselbe Nicolaitana als ihr Leiter und erster Lehrer zurückkehre, an welcher ich 1857 als 21jähriger meine ersten Lehrversuche gemacht, so darf ich wohl bei aller Bescheidenheit mich dankbar dessen freuen, was in diesen Thatsachen für mich beschlossen liegt.

Wem für alles dies meines Dankes erster, grösster Zoll gebührt, dessen bin ich mir voll bewusst in dieser Weihestunde. Ich beuge im Geiste meine Kniee vor Dem, der mich bis hierher geleitet und in dem Schwachen sich mächtig erwiesen hat. Dies zu bekennen war mir Bedürfniss; im Uebrigen schweige ich meine Zunge, wird ja doch solch' Dankesopfer besser in der Stille des Kämmerleins dargebracht als vor so vielen Zeugen, zumal von einem Fremdling, wie ich es ja noch bin an dieser Stätte.

Dagegen mahnt mich die Pflicht, treibt mich das Herz, den hochgeehrten Herren, die mir durch die Berufung in dieses mein Amt ein mich so hoch ehrendes Vertrauen erwiesen,

ehrerbietigst und herzlichst Dank zu sagen, sodann auch den werthen Collegen und zukünftigen Schülern, die mir einen so herzlichen, ermuthigenden Empfang bereitet haben, sowie dem hochgeschätzten Manne, der mir soeben in ebenso beredten als warmen Worten im Namen der städtischen Schwesteranstalten und ihrer Collegien freundliches Willkommen geboten hat\*), aus vollem Herzen hell und freudig zu danken. Die einzige Gegengabe, die ich zur Stunde bieten kann, ich biete sie ernstbewegt in dem feierlichen Gelübde, dass ich von diesem Tage an meine ganze volle Persönlichkeit mit allen ihren Kräften, vornehmlich auch mit all' der herzlichen Liebe zur heranwachsenden Jugend, welche zu hegen sie fähig ist, in den Dienst dieser Schule stellen werde, nicht das Meine suchend, sondern nur darauf bedacht, nach bestem Wissen und Gewissen ihr Gedeihen nach Aussen und Innen zu fördern. Noch zittert ja in meiner Seele der Schmerz des Abschieds nach, den ich vor wenigen Tagen von der Stätte einer im vollsten Masse mich befriedigenden, ich darf wohl sagen beglückenden Wirksamkeit, von verehrten Vorgesetzten, theuren Collegen und Schülern genommen habe. Nicht leicht, ich gestehe es offen, hat sich von meiner Lippe das Gelöbniß losgerungen, welches ich soeben vor Ihnen, verehrte Anwesende, ablegte. Aber ich weiss, welches meine Pflichten sind, nachdem ich es abgelegt. Das Rückwärtsschauen am Pfluge kann ja auch hier nicht frommen. Gebe Gott, dass sich mir in nicht zu langer Frist die Fremde zur Heimath, die Pflicht zur herzlichen Neigung wandelt, vor Allem aber dass es mir gelingt, meines hochverehrten Freundes Lipsius Arbeit an dieser Schule — soweit das möglich ist bei wesentlich verschiedener Artung und Begabung — in seinem Geiste, jedenfalls seiner nicht unwürdig fortzusetzen!

Nach welchen Grundsätzen ich mein Amt an dieser Schule zu führen gedenke, das in dieser Stunde in tönenden Worten vor Ihnen darzulegen, widerstrebt meinem Gefühl. „So viel ich es vermag, im Geiste ihres bisherigen Leiters“ — das würde ja doch aller Erörterungen letzter Schluss sein müssen. Zudem steht ja alle Pädagogik und Didaktik auf der Persönlichkeit, und so würde jede Darlegung von Principien oder Methoden dem gerechten Einwand begegnen: erst zeige uns, wer du bist und was du kannst!

Und doch wollte es mir andererseits nicht angemessen erscheinen, in dieser Weihestunde in kalter Gegenständlichkeit irgend ein dem Gedankenkreise derselben ganz fernliegendes Thema vor Ihnen abzuhandeln. Es hiesse das nach meinem Gefühl der Bedeutung dieser Weihestunde nicht gerecht werden und die Gunst, vor einer so hochansehnlichen Versammlung sprechen zu dürfen, schlecht ausnützen.

Ich bitte um die Erlaubniß, im Hinblick auf gewisse Einwendungen, welche nach wie vor und in der Neuzeit oft in ziemlich erregter Weise gegen den altklassischen Gymnasialunterricht erhoben werden, mehr andeutend als ausführend vor Ihnen die Frage erörtern zu dürfen:

„Vor welchen Klippen hat sich der Gymnasialunterricht in den beiden alten Sprachen, zumal auf seiner obersten Stufe, vornehmlich zu hüten?“

Sie werden Sich sicher von vornherein dessen zu meinem Takte versehen, verehrte Anwesende, dass ich Sie nicht mit Specialitäten der Didaktik behelligen werde. Ich gedenke vielmehr nur auf einige allgemeine Gesichtspunkte hinzuweisen, die mir nahe getreten sind, indem ich jene Frage mir stellte, die tiefere Begründung des und jenes Satzes für einen späteren Anlass mir aufsparend, der längeres Verweilen beim Einzelnen gestattet.

Daraus, dass ich diese Frage stelle und in solcher Fassung stelle, ersehen Sie von vornherein, verehrte Anwesende, dass ich nicht zu den Philologen gehöre, welche der abfälligen

\*) Es war der würdige Rector der schola Thomana Prof. Dr. Eckstein.

Kritik, welche der im Organismus unseres Unterrichtswesens noch immer so bevorzugte altklassische Unterricht neuerdings erfahren muss, von vornherein in unbeirrbarer Selbstzufriedenheit ihr Ohr verschliessen. Wohl hat es auch mich mit Entrüstung erfüllt, wenn gelegentlich in Fachzeitschriften, ja in der Tagespresse in klar ersichtlicher Absicht von der Methodik des griechischen und lateinischen Gymnasialunterrichts Zerrbilder entworfen wurden, welche selbst dem vereinzelt abusus früherer Jahrzehnte gegenüber sich als arge Karrikaturen erwiesen. Und doch habe ich mich der Verpflichtung nicht überheben mögen, selbst diese masslosen und entschieden ungerechten Einwendungen bis zu einem gewissen Grade zu beachten und auf ihren Wahrheitsgehalt hin zu prüfen. Wie viel weniger, wenn gelegentlich mit Verständniss und augenscheinlich in guter Absicht die Principien oder Methoden dieser Unterrichtsgebiete angefochten wurden! Die vornehm-bequeme Berufung auf die Autorität dreier Jahrhunderte und auf so manches glänzende Ehrenzeugniss von gewichtiger Seite verfängt nun einmal nicht in einem Zeitalter, welches — zu seinem Ruhme sei es gesagt und zu seiner Schande — so wenig vor Autoritäten sich beugt, so rücksichtslos nach allen Richtungen selbst prüft. Wie unsere Zeit nun einmal ist, muss in ihr, wie alles aus früheren Jahrhunderten Ueberlieferte, so auch der altklassische Jugendunterricht von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Berechtigung seines Daseins und der ihm eingeräumten Rangstellung aufs Neue erweisen. Das ist in diesem Jahrhundert sein Loos, und — ich denke — nicht zu seinem Nachtheil ist es ihm gefallen. Denn schaal wird das Wasser, welches nicht läuft, und matt ein Gewächs, welches nicht dann und wann ein kräftiger Wind wiegt, gleichsam um die Festigkeit seiner Wurzeln zu prüfen. Darum ist es auch wohl am Platze, in einer Stunde gleich dieser auf die Gefahr hin, als Denunciant der eigenen Sache zu erscheinen, die Frage aufzuwerfen, wo wohl des philologischen Gymnasialunterrichts wunde Stellen sind oder wenigstens leicht dergleichen hervortreten können.

Die erste weitaus gefährlichste Klippe möchte ich die der gelehrten Kleinrämerei nennen. Mehr oder weniger hat ja jeder Unterricht sich davor zu hüten, dass er an ihr scheitere, der philologische aber seiner Natur nach doppelt und dreifach. Kaum ein Gebiet der Wissenschaft wie des Unterrichts ist schon so lange angebaut. Reichen doch die Anfänge der einen wie des anderen weit über die Zeit der Ptolemäer und Pergamener zurück. Je tiefer aber und verzweigter ein Schacht ist, um so höher pflegen die Halden tauben Gesteins an seinem Rande zu sein, über welche man hinwegschreiten muss, um zu ihm zu gelangen. Gewissen Hauptautoren des Alterthums sind nachgerade ganze Bibliotheken geweiht, und Bücher über diese Bücher bilden die Vorhöfe dazu. Und doch in denselben wie verhältnissmässig wenige unumstössliche zugleich und bequem-portative Resultate gegenüber der Masse des Zweifelhafte, Unerweisbaren! Dazu kommt, dass der Lernende wie der Lehrende durch zwei Jahrtausende mit all' ihrer reichen Entwicklung von der Zeit getrennt sind, in welcher die Personen lebten, die Dinge waren oder sich vollzogen, welche den Gegenstand jener Studien bilden, so dass in jedem einzelnen Falle erst mühsames Emporklimmen zu dem Standpunkte vonnöthen ist, der den richtigen Um-, Ein- und Anblick bietet.

Wie schwer muss es nach dem Gesagten für den Lehrer sein, ohne Aufenthalt, auf dem kürzesten Wege den Lernenden (ich halte das vorhin gebrauchte Bild fest) an den Ort zu geleiten, wo des Erzes Stufe ihm entgegenblinkt?

Wie entschuldbar ist es, wenn der Lehrer — zumal der wissenschaftlich strebsame — sich dann und wann länger als billig bei der Halde verweilt, in der ja noch edlen Erzes so manches Stück schlummert, oder in den Gängen, die zum Orte hinabführen!

Und doch gilt es, mit Zeit, Kraft und Interesse des Lernenden ängstlich Haus zu halten,

zumal in einem Zeitalter, das so vielfach anregt und darum auch zerstreut. Wie bei jedem Unterrichte, so gilt es daher beim philologischen ganz vornehmlich, mit Resignation sich auf das Nöthigste zu beschränken und stets nach dem kürzesten Wege zum Ziele zu suchen.

Unter unnützem gelehrten Apparat, unter gelehrtem Kleinkram verstehe ich aber alles das, aus dem sich eine gesunde Jugend für Verstand, Wille und Gemüth etwas Erspriessliches nicht zu entnehmen, was sie nicht so oder so in Fleisch und Blut zu verwandeln, sich zum inneren Eigenthum zu machen vermag.

Das kommt beileibe nicht auf einen Unterschied hinaus, wie etwa zwischen Gross und Klein oder Formalien und Realien. Alles Grosse ist für den Einzelnen ja nur insoweit gross, als er es als solches zu fassen und zu würdigen vermag; das verbleibende Residuum ist für ihn Phrase, leerer Schall. Und so giebt es auch kaum etwas schlechthin Kleines in der Wissenschaft wie in der Lehre. Aus dem Beingelenke einer Mücke, einem Streifen im Spectrum, der Grundbedeutung eines Wortes, dem unscheinbarsten Nebenposten einer weitschichtigen Statistik können unter Umständen die weittragendsten Folgerungen gezogen werden, wie ja nachweislich weltbewegende Theorien und Erfindungen oft ganz geringfügigen Anlässen ihre Entstehung verdanken. Ebenso wenig wird der philologische Unterricht der Gefahr der Kleinkrämerei allein dadurch entgehen, dass er die sogenannten Realien bevorzugt vor dem Sprachlichen. Trivialität und Mangel an Geschmack wird bei Behandlung jener ganz ebenso sehr Gefahr laufen, sich auf den Abweg der Kleinkrämerei zu verlieren, wie bei einseitiger Berücksichtigung des Sprachlichen. Zudem — das interessanteste Objekt, das es für die Forschung wie für den Unterricht geben kann, bleibt ja doch der Mensch und bezüglich seiner wieder die treibende Idee in diesem Gebilde, die wir Geist nennen. Dieses Geistes unmittelbarste Aeusserung und künstlerische Selbstbezeugung aber sind und bleiben die sprachlichen Gebilde, zumal im Zusammenschluss zu kunstvoller Rede. Treten diese uns nahe nicht als todte Puppen, sondern als beseelte Hüllen, unter denen der Schmetterling der Psyche sich merklich regt, so erwecken sie wie von selbst ein Interesse bei jedem Verständnissvollen. Interesselos ist für den frischen, gesunden Geist nur das — Geistlose. Das ist aber nicht sowohl eine Eigenschaft irgend welchen Lernstoffes als vielmehr der Art der Behandlung. In wie hohem Grade ist es geistvollen Wortführern unserer modernen vergleichenden Sprachwissenschaft gelungen, das Interesse weitester Kreise zu erwecken! Das Nämliche gilt von Behandlungen, wie sie grosse Meister der Neuzeit der alten Geschichte, den Alterthümern, der Mythologie haben angeeignet lassen. Hier wie dort wirkt eben der Geist zündend auf den Geist, wird durch ihn der todte Stoff beseelt. Oder lassen sich nicht etwa auch die neuerdings vielfach schier über Gebühr erhobenen philologischen Realien in einer Weise als „Urväter Hausrath“ behandeln, dass „das liebe Himmelslicht“ — mit dem Dichter zu reden — „sich trüb nur durch die Scheiben bricht?“ „Was Du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen; was uns nichts nutzt, ist eine schwere Last“, so sagt derselbe Dichterheros, an dessen Faust ich soeben anklang. Das trifft den Punkt. Was ich mir nicht aneignen kann, so dass mein Wissen zusammenhangsvoller, mein Kopf klarer, mein Wille kräftiger, mein Herz weiter wird, das ist für mich eine unnütze Last, ein todter Stoff. Es ist daher die Losung, die neuerdings von so vielen Seiten ertönt: „weniger Stoff, weniger Stoff!“ eine durchaus heilsame und beachtenswerthe, auch für die Gymnasien. Wirklich aneignen kann sich der Geist innerhalb gewisser Zeit nur eine sehr bescheidene Quantität Wissensstoff; was darüber geboten wird, muss daher mehr oder weniger für ihn ein todter Stoff bleiben, der seinen Organismus nur beschwert, anstatt als eine treibende Macht in das System seines Stoffwechsels einzutreten.

Welches sind aber die Kennzeichen, um das Unverdauliche zu unterscheiden von dem Nahrhaften, das Erquickende von dem Belästigenden?

Nimmer irgendwelche „graue Theorie“, nur die Praxis, welche Auge zugleich und Herz offen hat, kann hierin das Rechte an die Hand geben oder — bescheidener zu reden — dazu helfen, dass die unvermeidlichen Missgriffe auf das geringste Mass beschränkt bleiben. Der naheliegenden Einwendung, als werde durch seelendiätetische Rücksichten der angedeuteten Art der wissenschaftlichen Gründlichkeit des Unterrichts über Gebühr Abbruch gethan, begegne ich dadurch, dass ich sage: je weniger gelehrter Stoff geboten wird, um so gründlicher kann der gebotene verarbeitet werden. Von einem gründlichen Jugendunterricht ist aber nicht mehr und nicht weniger zu verlangen, als dass er das, was er überhaupt an Stoffen bieten will und soll, es sei das viel oder wenig, dem jugendlichen Geiste mit der erforderlichen Klarheit, Eindringlichkeit und Vollständigkeit biete. Nur in Kürze ein paar Beispiele zur Erläuterung. Horaz kann sicherlich in seiner Lyrik nicht recht verstanden werden, verfolgt man nicht sein Leben und Roms damalige äussere und innere Geschichte von Jahr zu Jahr bis auf unbedeutende Nebenumstände hinab. Aehnliches gilt bezüglich der Lectüre gewisser Demosthenischer und Ciceronianischer Staatsreden, der Komödien des Aristophanes, der römischen Satiriker etc. Wie wenig dagegen hängt das rechte Verständniss einer sophokleischen Tragödie, des Geschichtswerks des Thukydidés, der Annalen des Tacitus ab von einer genauen Kenntniss der Lebensläufe der betreffenden Autoren? Somit ist dort eingehende Gründlichkeit vonnöthen, hier bis zu einem hohen Grade entbehrlich. Wie die alte Kithara geformt war im Vergleich zur Lyra, wie der römische Legionar bekleidet im Vergleich zu den Auxiliaren, in welcher Reihenfolge die Senatoren Roms zu debattiren pflegten, welches die Weinsorten waren, an denen ein Alcaeus und Horaz sich erlabten, — dies und Aehnliches zu erörtern, kann unerlässlich sein zum klaren, gründlichen Verständniss einer einzelnen Stelle und ein völlig unnützer Ballast sein, wenn es ohne solchen Anlass gewissermassen um seiner selbst willen docirt wird. Was in einem Falle gelehrte Gründlichkeit ist, wird im anderen zu der Kleinkrämerei, vor der ich glaubte warnen zu sollen, die ich an erster Stelle als eine gefährliche Klippe bezeichnete, an der es beim besten Willen gar schwer für einen Philologen sei heil vorbei zu segeln.

Als eine weitere Klippe, die zu vermeiden ist, gewissermassen als eine Doppelklippe möchte ich bezeichnen das Zuviel wie das Zuwenig in der Werthschätzung des klassischen Alterthums. Ehedem war es wohl vornehmlich nöthig vor der ersteren zu warnen, jetzt fast noch mehr vor der entgegengesetzter. Die blinde Befangenheit, welche in den Kunst- und Schriftwerken von Hellas und Rom eitel göttliche Meisterwerke erblickte, unübertroffene und unübertreffliche, die, um bei der Literatur zu bleiben, neben Homer und Virgil, Sophokles und Horaz den grossen Meistern späterer Literaturen nur etwa als Nachahmern oder Dilettanten auf dem Parnass ein bescheidenes Plätzchen anwies, ist seit einem Jahrhundert kaum noch bei dem einen oder anderen Sonderling anzutreffen. Haben doch seitdem, von Anderem ganz zu schweigen, unsere Klopstock, Lessing, Herder, Goethe und Schiller, indem sie nicht nur den Fusstapfen der Alten nachgingen, sondern in ihrem dichterischen Schaffen auch ganz neue Wege einschlugen, unserem Volke darüber die Augen geöffnet, dass die Quelle der schöpferischen Kraft unversiegbar rinnt durch Jahrhunderte, dass die Kunst nun und nimmer an ein bestimmtes Volk und Zeitalter gebannt ist, auch nicht in dem Masse an bestimmte Formen und Stilgesetze, dass es ausserhalb derselben nur Unnatur und Ungeschmack gäbe. Seitdem nun vollends unsere Bildung sich so sehr verbreitert hat, dass ein gewisser Grad von

Kenntniss auch der altdeutschen, der romanischen und sonstigen Literaturen in bequemster Form einem jeden Gebildeten vermittelt wird, wird sicher der überwiegenden Mehrzahl von Philologen selbst ein Standpunkt, wie ihn Lessing gewissen Werken der klassischen Literatur gegenüber einnahm, schier als zu admirativ erscheinen. Die Strömung der Zeit treibt viel, viel mehr nach der entgegengesetzten Klippe, der ungebührlichen Herabsetzung des Alterthums. Eine Begeisterung für das wirklich Mustergültige und Unvergängliche in der klassischen, insbesondere hellenischen Welt, wie sie einen Winckelmann und F. A. Wolf, einen Fr. Jacobs und Gottfried Hermann, einen F. Thiersch und Nägelsbach beseelte und wie sie alle heissen, die grossen Meister der neuen Alterthumswissenschaft, ist unter den Philologen der neuen Zeit recht selten anzutreffen. Das 'quam praeclare, quam egregie' der Heyne-Mitscherlich'schen Zeit hat sich vielfältig verwandelt in sein Gegenteil, in ein 'quam frigide, quam inepte'. Wie manche ehemals nicht beanstandete, wohl gar bewunderte Stelle muss sich heutzutage gefallen lassen, auf das Sündenregister der Abschreiber oder Verfälscher gesetzt zu werden! Dass die fortschreitende Wissenschaft manche schöne Illusion zerstört, manche ehemals angestaunte Wundererscheinungen natürlich-nüchtern erklärt, andere wohl gar in Nichts aufgelöst hat, — das musste ja verwunden werden, hiergegen gab es kein Sträuben. Auch gewisse Verdikte der modernen historischen und ästhetischen Kritik mussten einfach hingenommen werden, weil sie sich als wohl begründet erwiesen. Dass für uns Plutarch kein geschichtliches Orakel mehr ist wie unsern Grossvätern, dass die ehemals so hochgestellten Philosophica Cicero's heutzutage in Rücksicht auf das Inhaltliche als ungründlich und wenig befriedigend gelten, dass von vielen einem Virgil und Ovid nachgerade kaum ein Rang zugestanden wird, wie ihn Klopstock und Wieland einnehmen neben Goethe, dass ganze Bücher Homer's als störende Eindringlinge stigmatisirt und das und jenes Lied des Sängers von Venusia als frostige alexandrinische Studie bezeichnet wird — dies und Derartiges ist eben unabweisbar, will man nicht den strebsamen Philologen zum Verzicht auf seine innersten wissenschaftlichen Ueberzeugungen nöthigen. Aber in dem Masse als durch die fortschreitende Forschung Auctoritäten gestürzt, Zusammenhänge gelöst, alte lieben Glaubenssätze erschüttert wurden, hätte die warme, freudige Begeisterung für das Unantastbare, unzweifelhaft Aechte, unzweifelhaft Mustergültige wachsen mögen. Kann man sagen, dass dies im Allgemeinen der Fall gewesen ist? Schwerlich. Bei der Grösse des philologischen Arbeitsfeldes und der Verzettelung des Arbeitsbetriebes, bei der Zersplitterung der Interessen endlich, welche durch die Antheilnahme an dem reichen Geistesleben der Gegenwart herbeigeführt wird, ist es recht häufig nur ein sehr kleines Gebiet des klassischen Alterthums, in dem heutzutage ein Philologe wirklich lebt mit Kopf und Herz, mit Lust und Freude daran. Dieser so erklärliche, so entschuldbare Mangel ist darum aber doch ein ernst zu beachtender. Hierin liegt eine Klippe, die für den Jugendunterricht der Gegenwart und Zukunft verhängnissvoll werden kann. Je weniger ich vom Geiste meines Homer und Aeschylus, meines Plato und Thukydides und der anderen grossen Meister von Hellas — nicht als zerlegender Forscher — nein, als dankbar Geniessender, naiv Empfangender mich immer und immer wieder einmal anhauchen lasse, um so erkältender wird jeder Windstoss negativer Kritik auf mich wirken, um so leichter die herzliche Freude am ganzen Werke, am ganzen Autor durch denselben mit hinweggefegt werden. Eine noch grössere Gefahr liegt mehr in der Tiefe. Unsere moderne Wissenschaft arbeitet auf den verschiedensten Gebieten mit bewundernswürdiger Energie an der Lösung der Aufgabe, die grossen wundergleichen Erscheinungen des Natur- und Geisteslebens durch eine Summation unzähliger kleiner Faktoren natürlich zu erklären. Die Alterthumswissenschaft verdankt dieser Richtung der Forschung die heilsamsten

Anregungen und werthvollen Ertrag. Die Verhimmelung des antiken Lebens, die in den Hellenen nur das Volk der idealschwärmenden Denker und Künstler, in ihren grossen Meistern ebenso viele unerklärliche Wunder des höheren Geisteslebens anstaunte, als ob in der begnadeten Zeit des Perikles nicht neben den idealen auch nahezu dieselben profanen Faktoren des Lebens gewirkt hätten wie heutzutage, hat einer minder schmeichelhaften, aber wahreren Auffassung Platz machen müssen. Homer's Sagenwelt und Kunstart und Wortschatz u. s. w. erscheint uns nicht mehr als eine Schöpfung aus dem Nichts oder direkt aus dem geheimniss- und dämmerten Urgrunde des Genius heraus; lange Jahrhunderte und fern liegende Kulturstätten fordern heutzutage ihren Antheil an dem, was Homer's Namen trägt, manches erscheint nachgerade sehr natürlich, was ehemals Wunder war, als nothwendig, was früher als willkürliche Neu-Schöpfung des einen grossen Dichtergeistes galt. Und so sind ja auch auf anderen Gebieten der alten Welt bei fortschreitender Entwicklung der vergleichenden Sprachwissenschaft und Mythologie, der Anthropologie, der Geographie, der orientalischen Studien ganz analoge Ernüchterungen eingetreten. Schliesslich möchte gar die ganze herrliche Culturentwicklung von Hellas und Rom als ein simples Stück Naturgeschichte angesehen werden! Da gilt's, sich nicht ernüchtern und nicht blenden zu lassen! Je reicher das Alterthum an hochbedeutenden Geistern ist, je mehr bei der Uebersichtlichkeit seiner Verhältnisse die Einwirkung derselben auf ganze Zeitalter hervortritt, umso näher sollte jedem Kenner und Bewunderer desselben der Protest des Herzens wie des Kopfes gegen eine Richtung liegen, welche alles, auch das Geistige mechanisch erklären will, vornehmlich aber gegen die Behauptung, die sich in populären Schriften neuerdings wohl laut macht, dass diese Erklärung nahezu schon gelungen sei. Der Jünger der Kunst wie der der Literaturstudien wird unwillkürlich durch seine Beschäftigung immer wieder in der Ueberzeugung befestigt werden: nun und nimmer lässt sich eine gewisse Spontaneität des Geistes, nimmer die Persönlichkeit und ihr Einfluss eliminiren aus den Kettenreihen des Werdens und Geschehens, ebenso wenig aber je voll erklären, und zwar um so weniger, je bedeutender, eigenartiger sie ist. Was machte das perikleische Athen zu dem, was es war? Der Boden, die Nahrungsmittel, die Küstenform, das Klima, die Summe des bisher von der Stadt Erlebten und Erstrebten. Gewiss, — aber auch eben Perikles, und hiermit endet die Statistik und es bleibt ein Rest übrig, den keine Formel umspannt. Den Werth und die Bedeutung der Persönlichkeit, der relativen Freiheit inmitten des Bereiches der Nothwendigkeit darzuthun und dadurch dem übergreifenden Realismus entgegen zu arbeiten, der diesen lästigen Posten im Exempel annähernd schon beseitigt zu haben vermeint, halte ich für einen der wichtigsten Dienste, den ein mit Besonnenheit zugleich und Wärme betriebener altklassischer Unterricht neben dem Geschichtsunterrichte dem heranwachsenden Geschlechte leisten kann. Ob auch im Geistesleben gewisse Gesetze sich wirksam erweisen, die analog sind denen der Natur, gleich einfach und gleich zwingend, ob im letzten Grunde vielleicht das, was für uns als Stoff und Geist auseinanderfällt, nur eins ist, ob die Kluft zwischen Nothwendigkeit und Freiheit, die uns entgegengähnt, sich so oder so schliesst oder überhaupt nur für unsere Vorstellung vorhanden ist, — auf solche Fragen wird und soll der Philolog als solcher sich nicht unterfangen einseitig Antwort geben zu wollen. Er soll nur immer und immer wieder aus seiner liebevollen Beschäftigung mit bedeutenden Persönlichkeiten und Geistesschöpfungen heraus sich und andere daran gemahnen, dass der Faktor der Persönlichkeit ein gar gewaltiger, nimmer bei Seite zu schiebender ist, dass jeder Versuch, durch eine wenn auch noch so umsichtige Addition kleinster Posten sie voll erklären zu wollen, vergeblich sein muss wie der, das eingeschriebene Vieleck mit der Kreislinie zum Decken zu bringen. Soll aber ein Lehrer

des klassischen Alterthums zur Orientirung und inneren Labung seiner Schüler in diesem Sinne mit Erfolg wirken, so muss er zuvor von dem mannigfachen Grossen, was Hellas und Rom für alle Zeiten geschaffen, wenigstens von dem Bedeutendsten unter dem Bedeutenden sich einen vollen, lebhaften Eindruck verschafft haben und immer daran arbeiten, denselben lebhaft zu erhalten. Eine grosse, schwer zu lösende Aufgabe! Und doch erscheint es unerlässlich, dass jeder Lehrer der alten Sprache eben diese sich immer wieder von Neuem stelle, im Nothfalle unter völligem Verzicht auf alle und jede selbstständige wissenschaftliche Arbeit auf irgend einem Gebiete der Alterthumsstudien. Nur ungern versage ich es mir, bei diesem Gedankenkreise länger zu verweilen; jedenfalls will ich abschliessend mit dem Geständnisse nicht zurückhalten, dass ich selbst nach der angedeuteten Richtung mir niemals genügt und viel mehr als Beichtender denn als Anklagender dem, was vielfach ist, das entgegeng gehalten habe, was sein möchte.

Mit thunlichster Kürze berühre ich einen weiteren Punkt. Ein erneres, in vollem Umfange gar nicht zu überwindendes Hemmniss liegt in dem Zuviel an Reflexion, Kritik und Pathos. Insoweit der unterrichtende Philolog, verehrte Anwesende, nicht systematische Grammatik lehrt oder einzelne Kapitel der Alterthümer im Zusammenhange abhandelt oder sprachliche Uebungen treibt, insoweit er Kunstwerke auslegt und einen lebhaften Eindruck von denselben dem Lernenden zu vermitteln sucht, ist seine Thätigkeit eine reproduktiv-künstlerische, wie die des Schauspielers, des vortragenden Musikers. Welch' schwere Aufgabe ist damit diesem Unterrichte gestellt! Der rechte Ausleger soll dem Griechen ein Grieche, dem Römer ein Römer werden — um an ein bekanntes Schriftwort anzuklingen —, noch mehr, bald diesem, bald jenem grossen Schriftsteller gerecht werden und gar häufig an einem und demselben Tage mehreren! Und nicht genug hiermit, nun gilt es ja auch dahin zu wirken, dass der Lernende etwas vom Hauche des antiken Geistes verspürt. Dieser aber ist ein überwiegend naiver — und Naivetät lässt sich ja am wenigsten durch Demonstrationen begreiflich machen. Und wie fremd ist dieser antike Geist von vornherein den Kindern dieser unserer Zeit!

Uns Modernen ist Reflexion und Kritik wie mit der Muttermilch eingetränkt; der Natur und des Geistes grosse, schwere Räthselfragen, mit denen sich die erleuchtetsten Geister von Hellas lebenslang abmühten, finden heutzutage schon im ersten Jugendunterrichte eine vorläufige Beantwortung, ehe noch die Kindesseele dergleichen Fragen ernstlich aufgeworfen. Und sodann umgiebt uns von Kindesbeinen, zumal in grösseren Städten, ein betäubend lärmendes, in seiner Vielseitigkeit schier unübersehbares Leben, welches vielfach „eine unsterblichen Züge, Natur“ nur in so geringem Masse trägt, überwiegend vielmehr als ein System künstlicher, zum Theil recht wenig naturgemässer Gebilde sich erweist. Und wie viele schrille Dissonanzen tönen aus diesem schon dem Kinde entgegen! Alles dies giebt ganz nothwendig dem modernen Denken und Fühlen ein von dem antiken Geiste sich wesentlich unterscheidendes Gepräge. Nicht harmlos, wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnt, singt der moderne Sänger, vielmehr wie einer, der dem Käfige entrann oder zu entrinnen trachtet; als eine „Insel in des Aethers Höhen“ schwebt die ideale Kunst der modernen Zeit über einer Wirklichkeit, welche der Verklärung durch die Kunst bis zu einem hohen Grade spröde widerstrebt. Selbst unser Goethe, der ja mehr als ein anderer frisch und fröhlich hineingegriffen ins volle Menschenleben, hat manche Seite desselben nur in der Form mehr oder weniger bittren Humors künstlerisch zu verklären vermocht. Und als Zöglinge solcher Kultur sollen wir Ausleger der Antike einer unter denselben Bedingungen aufgewachsenen Jugend die naive Einfachheit, die Harmlosigkeit, die



herzliche Lebensfreude eines Zeitalters nahe bringen, in dem Staat, Gesellschaft und Einzelleben noch überwiegend natürlich waren, in welchem bis kurz vor Christi Geburt nicht eigentlich tiefe Risse durch das Leben der Gesamtheit gingen wie durch die Herzen der Einzelnen! Noch mehr, es soll nachgewiesen werden, dass dieses Zeitalter ein hochbegabtes, hochbedeutendes war, dass wir, die so weit Fortgeschrittenen, in vieler Rücksicht Grund haben bei den heiteren Kindern von Hellas in die Schule zu gehen. Eine fast unlösbare Aufgabe! Dass Sallust ein bedeutender Schriftsteller ist und Tacitus, das leuchtet gemeinhin unserer Jugend von selbst ein; hier tritt ihr ja in reichem Masse das feierliche Pathos entgegen, das für unsern Geschmack nun einmal ein nothwendiges Merkmal und Erforderniss des erhabenen Stils ist. Wie schwer dagegen ist das Verständniss für die so unendlich einfache und eben um dieser Einfachheit willen so unübertrefflich schöne griechische Kunst zu vermitteln! Wie manchmal las ich von Schülerlippen das kaum zurückgehaltene Geständniss: „worin liegt nun aber das Geheimniss der Erfolge und die so viel gepriesene Klassicität eines Sophokles, eines Thukydidcs, eines Demosthenes? Wie ganz anders vernehmen wir den Flügelschlag des Genius in unserm Faust und Hamlet, Nathan und Wallenstein! Und selbst euer vielgelobter Homer, ihr Alterthumsverherrlicher, wodurch erweist er sich als der Einzige, Unübertreffliche?“ Wie nahe liegt, gegenüber solchen Einwendungen die schlichte Antike auszustaffiren mit moderner Zuthat, Tendenzen und tief sinnige Zusammenhänge in des Einfachste hinein zu interpretiren, durch wirkungsvolle Streiflichter todtscheinende Gruppen beleben oder durch andere Kunstmittel Pygmalions kalten Stein erwärmen zu wollen! Und doch ist das nicht das Rechte. Um das Verständniss, das schnelle Erfassen zu fördern, mag gelegentlich an Modernes gemahnt, wohl auch einmal zu einem politischen oder philosophischen Schlagwort modernen Gepräges gegriffen werden. Aber eben nur zu diesem Behufe und mit besonnenstem Masshalten. Nicht modernisirt, nicht dekoriert und verschnörkelt soll die Antike werden, sondern in ihrer Eigenart allmählich dem Verständniss nahe gebracht. Durch wohl berechnete, sparsame Winke soll nach und nach der Sinn für das Einfache, Natürliche, Harmlose geweckt, der Geschmack nach dieser Seite hin geläutert werden. Am wirksamsten wird es aber immer sein und bleiben, wenn des Lehrers eigne herzliche Freude an dem zu erläuternden Kunstwerk durch seinen ganzen Vortrag hindurchstrahlt. Was Horaz von der Wirkung des wahren Schmerzes sagt: „si vis me flere, dolendum est primum ipsi tibi“ (a. p. v. 102), das gilt ja auch von der wahren Freude; beide wirken ansteckend auch ohne viel Worte. Solcher Stimmung ist aber nicht jede Persönlichkeit fähig, noch weniger jedem Kunstwerk gegenüber und zu jeder Stunde! Zudem sind ja dem Lehrer, der alte Schriftsteller erklärt, auch einige sehr nüchterne Nebenaufgaben gestellt (als da sind: die Wiederholung und Befestigung elementarer Kenntnisse, die Einübung der Sprache u. dgl.); gelegentlich wird er wohl auch durch das Verhalten seines Auditoriums noch des Weiteren ernüchtert. Ist's nach alledem unberechtigt, wenn er für diese schwierigste Seite seiner Thätigkeit auch ein ganz besonderes Mass von Nachsicht beansprucht? Ich denke nicht. Jedenfalls fühle ich das Bedürfniss, dieselbe mir in dieser Stunde für meine bescheidene Person zu erbitten; habe ich doch soeben nur auf das Ideal hinweisen können, dem ich in so manchem Jahre treulich nachgestrebt, nicht auf etwas auch nur annähernd von mir Erreichtes und Geleistetes. In magnis voluisse sat est — das war der leidige Trost, auf den ich so manchmal mich angewiesen sah gegenüber den hohen Anforderungen, die ich an einen rechten Dolmetscher antiken Geistes glaubte stellen zu sollen.

Ist sich aber ein Lehrer der alten Sprachen — so fahre ich fort — der ganz besonderen Schwierigkeiten bewusst, mit denen der Natur der Sache nach, zumal auf seiner obersten Stufe,

der ihm zugewiesene Unterricht zu kämpfen hat (und ich habe nur auf die hauptsächlichsten hingewiesen), so wird er sicher nicht leicht in die Gefahr kommen, an eine Klippe zu treiben, die ich zum Schluss nur noch in wenigen Sätzen kennzeichnen will. Ich meine: Mangel an Fühlung mit der lebendigen Gegenwart und gebührender Schätzung ihrer Leistungen und Aufgaben. Bei dem scheuen, in sein Museum gebannten Philologen von ehemals mochte solcher Mangel, insoweit er vorkam, zumeist aus wirklicher Unkenntnis der wichtigsten Lebensgebiete entspringen. In der Jetztzeit müsste man sich geradezu in ein Kloster vergraben, wollte man sich von dem bewegten Leben ganz abscheiden. Nur zu mächtig ziehen die Strudel desselben jeden Einzelnen mit sich fort und in sich hinein, auch den Gleichgültigen, ja Widerstrebenden. Wenn somit heutzutage ein Philolog ausserhalb seiner griechisch-römischen Welt kein Heil anerkennt, so wird ihm mit Recht der Vorwurf der Beschränktheit oder Verstocktheit treffen. Das Schlimmste wird aber sein, wenn die letzte Quelle solcher Denkweise das ist, was K. Gutzkow lateinischen Stolz nennt. Ich verstehe darunter die anmassliche Befangenheit, welche die Beschäftigung mit den Alten so zu sagen als die Krone aller wissenschaftlichen Beschäftigung, altklassische Bildung als die Quintessenz aller Bildung ansieht, wohl gar als gleichbedeutend mit Bildung überhaupt. Nichts würde geeigneter sein, den Eindruck des altklassischen Unterrichts zu schädigen, eine unliebsame Kritik von Seiten der Lernenden hervorzurufen, als wenn solche Anschauungen, solche Prätionen noch immer, wie wohl ehemals dann und wann, bei demselben hervorträten. Ohne einen gewissen Grad von Kenntniss und Werthschätzung der Gegenwart und ihrer grossartigen Geistesarbeit ist nachgerade ein gedeihlicher philologischer Jugendunterricht gar nicht mehr denkbar. Man öffne doch nur die Augen! Die Zeiten, da Philosophie, Theologie, Jurisprudenz, zum Theil sogar Medicin und Naturwissenschaften in den Werken des altklassischen Alterthums ihre gemeinsame Fundstätte hatten, liegen weit hinter uns. Ehrfurchtgebietendes haben die genannten Wissenschaften geleistet, seitdem sie, von der Auctorität der Alten emancipirt, ihre eigenen Wege gegangen sind. Die verstandesmässige Lösung der letzten Probleme unsers Daseins ist ja freilich noch nicht viel weiter gediehen, als sie einem Plato und Aristoteles, einem Heraklit und Demokrit gelungen war. Aber welches andere Weltbild nach allen Seiten bietet die moderne Wissenschaft im Vergleich zur antiken nach der Seite der Klarheit und Bestimmtheit, wie nach der des Reichthums und der Vertiefung! Und welche reiche Fülle von unvergänglichen Kunstwerken verschiedenster Art hat die mittelalterliche Kunst geschaffen und die moderne! Und wie imponirend grossartig im Vergleich zu Athen, Sparta und selbst dem kaiserlichen Rom hat sich das moderne Leben entfaltet, jedes Prokrustesbette sprengend, in welches das Festhalten an alten Schranken und Satzungen dasselbe zu zwingen versuchte! Ganz zu geschweigen von der Herrlichkeit, in der uns Deutschen im Besonderen nach langem Vermiss neuerdings nun auch ein starkes, einiges Vaterland erstanden ist! Allem dem entsprechend hat sich in Folge durchaus naturgemässer Entwicklung die Machtsphäre der altklassischen Philologie, so zu sagen von Geschlecht zu Geschlecht verringert. Noch zur Zeit unserer Gross- und Urgrossväter lag die Entscheidung der wichtigsten Fragen der Gelehrsamkeit und des Geschmacks in den Händen der Kenner des klassischen Alterthums; zwei Jahrhunderte früher war ja bekanntlich bis zu einem hohen Grade sogar die Leitung von Staat, Kirche und Schule ihnen anvertraut oder doch mächtig durch sie beeinflusst gewesen. Heutzutage findet schier das Gegentheil statt. Abgesehen von der Lehrwirksamkeit sieht sich der Jünger der Alterthumswissenschaft fast ganz auf seine stille Klausur angewiesen abseits des wogenden Lebens, das seiner wenig achtet, und inmitten eines Geschlechtes, welches dem, was er zu bieten vermag, von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr ent-

wachsen zu sein vermeint. Mit solchen Thatsachen würde wahrlich ein Selbstbewusstsein wenig stimmen, welches in der eigenen Zunft das Salz der Gesellschaft erblicken wollte, wie sie es bis zu einem gewissen Grade wirklich war in den Zeiten des Wiederauflebens der Wissenschaften und der Reformation. Andererseits aber gilt's auch, das Panier nicht kleimmüthig sinken zu lassen. In einem gewissen, wenn auch nur ganz beschränkten Sinne schreibe ich in der That den Alterthumsstudien die Kraft zu, die Kost zu salzen, die unserem heranwachsenden Geschlechte durch Leben und Wissenschaft in so überreichem Masse zugeführt wird. Nur zu seinem Vortheil wird der Mann, der Greis dann und wann die Erinnerung an die Zeit seiner Jugend erneuern, und wäre es nur der, dass er eine wenig erquickliche Gegenwart durch solche Bilder sich verschönt. Solchen Dienst vermag aber neben anderen Lehrfächern ganz vornehmlich — meine ich — eine recht betriebene Philologie einem reif, in vielen Stücken aber auch überreif und matt gewordenem Geschlechte zu leisten, indem sie die wohlthuenden Erinnerungen an der Menschheit Jünglingsalter weckt und wach erhält. In dieser ihrer Aufgabe und Befähigung liegt ja auch ganz wesentlich ihr Anrecht begründet, nach wie vor einen grossen Theil des heranwachsenden Geschlechtes für längere Zeit in ihrer Zucht und Unterweisung festzuhalten. Dass dadurch die Jugend nicht in bedenklicher Weise von der Gegenwart und ihren Idealen abgezogen wird, dafür bürgt ja so mancherlei, ganz vornehmlich der Umstand, dass nach der jetzigen Einrichtung unserer Gelehrtenschulen die volle Hälfte der Zeit und Kraft des Lernenden durch andere Disciplinen in Anspruch genommen wird, welche dem modernen Leben entstammt sind, jedenfalls den Zusammenhang mit demselben in der oder jener Weise direkt vermitteln. Giebt es wirklich noch heute Philologen, welche die alte gute Zeit der unbeschränkten Hegemonie ihrer Wissenschaft an den Gelehrtenschulen mit Schmerzen zurücksehen, so habe ich wenigstens nie zu ihrer Zahl gehört. Herzlich und voll habe ich mich jederzeit der Mitarbeit der Genossen gefreut, welche andere Disciplinen vertreten, und die Bedeutung ihrer Arbeit im Organismus des Ganzen und für denselben bereitwillig anerkannt, voll gewürdigt.

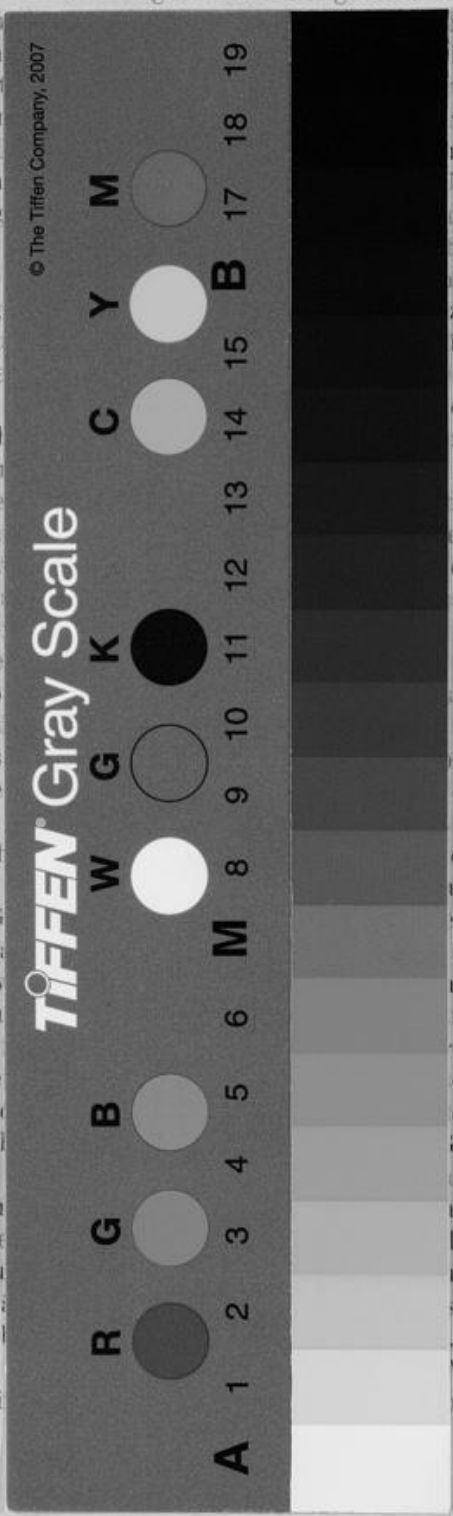
Und so reiche ich denn auch in dieser Stunde Ihnen allen, meinen Herren Collegen, den speciellen Fachgenossen wie den Vertretern der anderen Wissenschaften und der verschiedenen Künste, in gleicher Weise herzlich meine Hand zum Gruss. Das Wichtigste und Schwerste zugleich, was der Leiter einer Anstalt — zumal einer grösseren — zu erstreben hat, ist ein einmüthiges Zusammenarbeiten der verschiedenen Kräfte zur Erreichung gewisser, Allen klar bewusster, einheitlicher Ziele. Die Lösung solcher Aufgabe kann ihm, dem einzelnen Manne, nimmer gelingen, wenn ihm nicht der gute Wille von der andern Seite auf halbem Wege entgegenkommt, wenn nicht jeder Einzelne geneigt und entschlossen ist, so viel als erforderlich ist, von der eignen Art zu denken, zu fühlen, zu wollen, dem Gedeihen des Ganzen zum Opfer zu bringen; denn dieses beruht ja doch ganz vornehmlich auf der Einheitlichkeit des Wirkens und Strebens. Soll diese gewahrt bleiben, so gilt es in erster Linie an dem Satze festzuhalten: die Schule ist keine Arena der reinen Wissenschaft; wir können, wir dürfen der Jugend nur das bieten, was ihr gemäss ist und was ihr frommt. Manches, was der reife Mann ruhig in sich verarbeitet, würde unübersehbare Gährung im jugendlichen Geiste hervorrufen; mancher tiefgehende Zwiespalt, den die Mannesseelē zu ertragen vermag, würde das innere Glück eines Knaben- und Jünglingsherzens in bedenklichster Weise auf's Spiel setzen. Einheitlich, in sich harmonisch muss die Bildung sein, die wir vermitteln, so viel als möglich möchte es auch die Methode sein. Da gilt es denn, dass wir uns unablässig verständigen und die unvermeidlichen Gegensätze der Anschauungen gütlich auszugleichen suchen, zum mindesten in so weit, dass wir beständig Föhlung mit einander behalten und unsere Jugend keinen Zwie-

spalt verspürt. Das ist nicht möglich ohne Resignation von allen Seiten. An gutem Willen, diese zu üben, wenn und soweit dies nöthig ist, das gelobe ich in dieser Stunde feierlich, soll es von meiner Seite nicht fehlen. Dasselbe Motto, mit dem ich 1871 in mein theures Chemnitzer Collegium eintrat, mit dem ich vor einigen Tagen ernstbewegt von demselben Abschied nahm, es soll auch hier meine Richtschnur sein: *in dubiis libertas, in necessariis unitas, in omnibus caritas*. Dass ich redlich gewillt bin, in diesem Geiste unter und mit Ihnen zu wirken, das bitte ich voll und rückhaltlos zu glauben. Um weitere Gunst in dieser Stunde werben zu wollen liegt mir fern; finde ich es doch nur zu natürlich, dass Sie die herzliche Neigung, welche Sie an den bisherigen Leiter dieser Anstalt, meinen hochgeehrten Freund, fesselte, ebensowenig auf einen zur Stunde noch ganz Unbekannten übertragen können, als dieser selbst das vergessen kann und mag, was er vor Kurzem an lieber Stätte verlassen hat.

Nun noch ein kurzes Wort an Euch, meine lieben zukünftigen Schüler. Wenn ich absehe von den besonderen Verpflichtungen, die uns als Gliedern der sichtbaren und unsichtbaren Kirche obliegen, so giebt es, so zu sagen, vier Cardinaltugenden, deren Uebung unerlässlich ist, wenn anders aus dem Knaben und Jüngling dereinst ein rechter Mann werden soll; sie heissen: Strebsamkeit, Ehrlichkeit, Keuschheit und gesetzlicher Sinn gepaart mit Gemeingeist. Zu diesen die anvertraute Jugend anzuhalten durch Beispiel, freundliche Vermahnung, wenn nöthig, auch durch nachdrückliche Strenge, ist jedes Lehrers Pflicht, die des Leiters einer Schule ganz vornehmlich. Dass dieser gegenüber greifbaren Ordnungswidrigkeiten und Ungehörigkeiten Nachsicht in geringerem Masse walten lassen darf als jeder andere Lehrer, liegt begründet in der ihm obliegenden ganz besonderen Verpflichtung, für das Ganze der Schule Sorge zu tragen. Um so mehr bitte ich Euch, von vornherein zu mir das Vertrauen zu fassen, dass ich von herzlicher Liebe zu der heranwachsenden Jugend beseelt, und auch — nach so langer Lehrthätigkeit — nicht ohne Verständniss bin für ihre Art zu denken, zu fühlen und ihres Daseins sich zu freuen. Jeder Verständige wird es begreifen, dass ich mich verpflichtet fühlen muss, in der ersten Zeit, in der ich es am wenigsten möchte, besonders ernst und entschieden jeder Ungehörigkeit entgegenzutreten nach dem alten Worte: *principiis obsta!* Dass dieser Pflicht Erfüllung durch Euch, liebe Schüler, mir möglichst erleichtert werde, ist mein Wunsch und meine Bitte. Weiss ich erst, worin und wem gegenüber ich Nachsicht üben darf, ohne das Ganze zu schädigen, so werde ich sicher derjenige sein, der sie gern übt. Wer zwanzig Jahre lang offenen Auges und Herzens mit der Jugend und noch dazu einer gleichartigen Jugend verkehrt hat, der weiss, wie leicht auch der Beste sich einmal vergisst, und lässt gern der jugendlichen Uebereilung Verzeihung angedeihen, wenn er glaubt es zu dürfen. Fast möchte ich verzagen der grossen, ach, so grossen Anzahl von Pflegebefohlenen gegenüber, die mir der heutige Tag an's Herz legt! Wie schwer wird es für mich, zumal in der ersten Zeit, sein, den rechten Weg zum Herzen des Einzelnen in Liebe und Strenge, Nachsicht und Entschiedenheit zu finden! Möge der allgütige Gott, der auch in dem Schwachen mächtig ist, mir dazu helfen, dass ich diesen wenigstens in so weit finde, dass jeder meiner Schüler zum mindesten von meiner Gerechtigkeitsliebe, Wahrhaftigkeit und gewissenhaften Fürsorge für sein Wohl jederzeit voll überzeugt ist. Dazu wolle Er mir helfen! Auf Sein Wort will ich mein Netz auswerfen. Er lass' Sein Angesicht auch fernerhin leuchten über dieser Schule und sei ihr gnädig! Im Aufblick zu Ihm, ohne dessen Aufsehen der Wächter umsonst wacht und umsonst arbeiten, die da bauen, fasse ich alles, was ich für das Weitergedeihen dieser Anstalt wie für meine Wirksamkeit an ihr als guten Wunsch auf dem Herzen trage, abschliessend zusammen in denselben Gebetswunsch, mit dem ich begann: „Das walte Gott. Amen!“

spalt verspürt. Das ist nicht möglich ohne Resignation von allen Seiten. An gutem Willen, diese zu üben, wenn u von meiner Seite nicht Collegium eintrat, mit es soll auch hier mein omnibus caritas. wirken, das bitte ich werben zu wollen liegt Neigung, welche Sie fesselte, ebensowenig dieser selbst das verg

Nun noch ein ku von den besonderen Ve obliegen, so giebt es, anders aus dem Knal Strebsamkeit, Ehrmeingeist. Zu diese nung, wenn nöthig, au einer Schule ganz vor Ungehörigkeiten Nach liegt begründet in de Schule Sorge zu trage zu fassen, dass ich vo nach so langer Lehrt fühlen und ihres Das mich verpflichtet fühle ernst und entschieden obsta! Dass dieser Pf ist mein Wunsch und üben darf, ohne das G Wer zwanzig Jahre la gleichartigen Jugend v und lässt gern der ju dürfen. Fast möchte gegenüber, die mir de der ersten Zeit, sein, sicht und Entschieden mächtig ist, mir dazu Schüler zum mindesten sorge für sein Wohl je will ich mein Netz au Schule und sei ihr gnä wacht und umsonst ar dieser Anstalt wie für schliessend zusammen i



h in dieser Stunde feierlich, soll es h 1871 in mein theures Chemnitzer regt von demselben Abschied nahm, etas, in necessariis unitas, in im Geiste unter und mit Ihnen zu im weitere Gunst in dieser Stunde a natürlich, dass Sie die herzlich ealt, meinen hochgeehrten Freund, bekannnten übertragen können, als zem an lieber Stätte verlassen hat. inftigen Schüler. Wenn ich absehe sichtbaren und unsichtbaren Kirche eren Uebung unerlässlich ist, wenn r Mann werden soll; sie heissen: zlicher Sinn gepaart mit Ge durch Beispiel, freundliche Vermah edes Lehrers Pflicht, die des Leiters eifbaren Ordnungswidrigkeiten und sen darf als jeder andere Lehrer, Verpflichtung, für das Ganze der vornherein zu mir das Vertrauen enden Jugend beseelt, und auch — bin für ihre Art zu denken, zu dige wird es begreifen, dass ich es am wenigsten möchte, besonders nach dem alten Worte: principiis er, mir möglichst erleichtert werde, und wem gegenüber ich Nachsicht er derjenige sein, der sie gern übt. der Jugend und noch dazu einer ich der Beste sich einmal vergisst, ngedeihen, wenn er glaubt es zu ossen Anzahl von Pflegebefohlenen chwer wird es für mich, zumal in elnen in Liebe und Strenge, Nach iott, der auch in dem Schwachen so weit finde, dass jeder meiner chaftigkeit und gewissenhaften Für le Er mir helfen! Auf Sein Wort ich fernerhin leuchten über dieser sen Aufsehen der Wächter umsonst was ich für das Weitergedeihen Wunsch auf dem Herzen trage, ab begann: „Das walte Gott. Amen!“